

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 33 (1923)
Heft: 12

Artikel: Literatur der Primitiven
Autor: Zollinger, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Arbeit des Arztes Hand in Hand gehen mit derjenigen des Erziehers und sich gegenseitig unterstützen zur Erreichung des Zieles, der Erziehung von Kindern, die zu nervösen Störungen neigen, zu lebenskräftigen Menschen.

Literatur der Primitiven.

Von Dr. Max Zollinger.

„Nicht die Kinder bloss speist man mit Märchen ab.“
Lessing.

Seit mehr als hundert Jahren, seit die aufjauchzende Frau Bettine das erste Bändchen der „Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm“ unter dem Weihnachtsbaum des Erstgeborenen hervorzog, gilt uns das Volksmärchen als die Literatur der Primitiven — der Kinder. Das kleine Buch, grün gebunden mit golden funkelndem Schnitt, machte in seiner späteren, von Wilhelm Grimm betreuten Gestalt selbst der Lutherbibel den Rang des populärsten Buches deutscher Zunge streitig, zwar nicht als Ganzes und weniger gelesen als erzählt, von der Mutter zumal, so dass noch heute der Erwachsene, wenn er liest, was er ehemals aufgenommen, die liebste Stimme herüberklingen hört aus „jenen Tagen, die wie Lindewipfelwehn entflohn“. Der Familie, den Kindern vor allem, war das Buch der Brüder zugeeignet, denn, so schien es ihnen, „durch diese Dichtungen geht dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weissen, makellosen, glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind.“

Dieser schöne Glaube an die kindliche Art und Bestimmung des Märchens erscheint unsrer Zeit allerdings ebenso zweifelhaft wie das Grimmsche Dogma seines mythischen Ursprungs. Wir wissen, dass die flimmernde, das Liebliche mit dem Grausigen mischende Fabuliererei der kindlichen Seele geradezu gefährlich werden kann, und wir bedauern es daher, dass übel beratene Jugendschriftsteller immer und immer wieder durch grelle Phantastik zu ersetzen suchen, was ihnen an natürlicher Erfindung abgeht. Die Leichtgläubigkeit des Kindes beweist nicht, dass das Unglaubliche von vornherein seiner Natur gemäss und zuträglich ist; beinahe mit denselben Worten betont Goethe zweimal — in den „Wanderjahren“ und in den „Noten und Abhandlungen zum Divan“ —, die Märchen führen den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern aus sich heraus ins unbedingte Freie, schmeicheln seinen Wünschen und machen ihn die Bedingungen vergessen, zwischen welche wir doch immer noch eingeklemmt seien.

Und das Märchen war auch ursprünglich weder von Kindern geschaffen noch für Kinder bestimmt. Wie noch heute ein zerlesenes Buch schliesslich in der Kinderstube landet, traten die Grossen, des

Bekannten überdrüssig, das Märchen, die Sage, das Volkslied, selbst den Roman — Robinson, Lederstrumpf, Don Quichotte, Gulliver — dem Nachwuchs ab. Diese organische Verjüngung des Lesepublikums wird von der Schule gleichzeitig begünstigt und — mit Fug und Recht — ausgenützt: Dichtungen, die den Zeitgenossen ihrer Urheber als schwer verständlich oder beängstigend revolutionär erschienen (z. B. Faust, der Prinz von Homburg, einiges von Ibsen, der Olympische Frühling), erfreuen sich nach einiger Zeit im Literaturunterricht eines ungestörten und dauerhaften Daseins. Ob zu ihrem Nutzen oder Schaden hängt freilich von der Art des Unterrichts ab; wenn man aber dem harten Wort Nietzsches „Zur Schullektüre werden heisst veralten“ wenigstens insofern recht geben mag, als es sich auf einen behördlich abgestempelten, im Lehrplan verewigten Kanon bezieht, wird man doch auch dies feststellen, dass der Übergang einer Dichtung in den verständig geleiteten Literaturunterricht ihre Lebenskraft bestätigt. Es ist also wohl keine angeborene, sondern eine durch spätere Entwicklung erworbene Eigenschaft des Märchens, dass es, wie Wilhelm Wundt aus der zärtlichen Verkleinerungsform des alten Wortes Märe zu beweisen sucht, „alles, was Märe oder Sage berichten mag, in das Kleine, das Kindliche umwandelt“. Nun aber kann es geschehen, dass der Erwachsene beglückt vom Kinde wieder empfängt, was er lange Zeit verschmäht hatte; Uhlands Guter Kamerad zum Beispiel, seit einem Menschenalter ein gedankenlos abgeleiartes Schülerlied, war wohl die schönste literarische Entdeckung der an lebendigen künstlerischen Werten so jammervoll armen Kriegsjahre. Den Erwachsenen vor allem dankt Waldemar Bonsels' Geschichte von der Biene Maja ihren Erfolg, denn sie zählt zu jenen Kostbarkeiten, die sich keinem Alter verschliessen; und nur in der Gunst der Erwachsenen lebt und gedeiht die von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert grosszügig geleitete, von Eugen Diederichs geschmackvoll ausgerüstete, heute zwanzig Bändchen starke Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur“, die dem Wort „Märchen“ freilich die weitere Bedeutung der kurzen Geschichte überhaupt zugesteht.¹⁾ Dieser papierene Völkerbund steht allen Stämmen der Erde ohn' Ansehn der Sprache und Hautfarbe gleichermassen offen, und es zeigt sich, dass gerade die Sendlinge der kulturell rückständigsten Völkerschaften mit besonderem Wohlwollen empfangen werden. Die Literatur der Primitiven ist bisher in vier reichen, mit Proben primitiver Bildkunst und ethnologischen Tafeln gezierten Bändchen ausgelegt, die den südamerikanischen Indianern (herausg. von Th. Koch-Grünberg), den afrikanischen Negerstämmen (C. Meinhof), den Südseeinsulanern und den Malaien auf Madagaskar und Insulinde, den Inseln um Sumatra und Java (P. Hambruch), eingeräumt sind.

¹⁾ Im gleichen Verlag gibt Leo Frobenius die Ergebnisse langjähriger afrikanischer Forschung heraus in der auf fünfzehn umfangreiche Bände bemessenen Sammlung „Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas“. Das verdienstvolle Werk sucht zu beweisen, dass die älteste menschliche Kultur nicht in Kleinasien, sondern nördlich und südlich des Atlas entstand — worüber sich die Archäologen und Historiker mit dem Herausgeber unterhalten mögen.

Die Ausdeutung dieser erstaunlich mannigfaltigen und form-sicheren Volksepik erfordert freilich bestimmte Vorbehalte. — Vor allem ist zu bedenken, dass eine Auswahl dieser Art ihrer Bestimmung gemäss auf den Geschmack des zivilisierten Lesers Rücksicht nimmt, auch wenn sie natürliche Dinge beim Namen zu nennen wagt. Überdies ist es nicht leicht, gute eingeborene Erzähler zu finden und ihnen etwas abzulisten, denn sie fürchten gewöhnlich, durch die Preisgabe einer Geschichte irgendeinen Dämon zu erzürnen. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, dass der Begriff des Primitiven keineswegs so klar und eindeutig ist, wie man glauben möchte. Völlig primitiv ist auch die Kunst der Wilden nicht, denn sie setzt doch schon ein einigermaßen entwickeltes Geistesleben voraus (Wundt anerkennt daher überhaupt nur eine relative Primitivität), und eine literarische Tradition, ein Empfangen und Weitergeben von dichterischen Elementen, lässt sich, wenn auch mit Vorsicht, selbst bei den entlegensten Stämmen beobachten: eine weltverlorene Insel in der Südsee hat sogar ihr Napoleonmärchen, das sich auch den Namen des Siegers von Waterloo („Uelingtoni“) merkte. Und schliesslich zeigen schon die vier Märchenbände, dass das, was uns im Vergleich mit unserer Kultur als primitiv erscheint, nichts schlechthin Elementares ist, sondern sehr verschiedene Staffeln einer kulturellen Entwicklung darstellt; die menschenfressenden Stämme der Südseeinseln zum Beispiel stehen nicht auf derselben Stufe wie die Malaien auf Java, die schon wissen, wie ein Naturgläubiger, ein Buddhist, ein Brahmaist, ein Mohammedaner sich die Schöpfung der Erde vorstellt.

Führt uns aber die Epik der Naturvölker nicht doch höher hinauf in das Quellgebiet aller Dichtung als die bewusst geformte, aus mannigfachen verknäuelten, schwer entwirrbaren seelischen Beziehungen stammende Literatur der Kultivierten? Da ist das Wort noch nicht zur Schrift erstarrt, also noch nicht Literatur geworden; beim Lagerfeuer wird das Märchen erzählt, und zwar genau in der Form, in der es das ältere Geschlecht dem jüngern weitergegeben hat, wie bei uns die Kinder auf dem ursprünglichen Wortlaut einer Geschichte beharren, und eine gute Erzählerin — denn die Frau hütet zumeist auch hier das alte Märchengut — ist beim ganzen Stamm besonders beliebt. Und vor allem: Das Märchen muss sich noch nicht in das Gewand einer ort- und zeitlosen Vergangenheit hüllen, um der Entlarvung durch den geschärften Wirklichkeitssinn zu entgehen; das Wunderbare verträgt sich mit dem Tatsächlichen, denn die Welt der Dinge wird noch nicht durch unpersönliche Naturkräfte, sondern durch dämonische Wesen aller Art beherrscht. Auch dem Primitiven lässt die Frage: Weshalb? keine Ruhe, und wo der Verstand versagt, da bewährt sich die schon hochentwickelte Phantasie. Das Märchen ist die Naturwissenschaft der Primitiven; es weiss, weshalb die Krähe schwarz ist, weshalb der Mond nur bei Nacht scheinen darf, weshalb die Fledermaus mit dem Kopf nach unten schläft, weshalb der Löwe alle andern Tiere tötet (damit sie ihn nicht auslachen, denn der Frosch hat ihn dabei ertappt, wie er faules Fleisch frass, und er wird es wohl

ausgeplaudert haben). Allerdings ist die Frage nach der Ursache einer Erscheinung häufig wohl nicht die Keimzelle des Märchens, sondern bloss eine nachträgliche Zutat, in der die Fabel eine Wirklichkeitsstütze sucht; so bedarf die Tatsache, dass gewöhnlich tot bleibt, wer von einem Baum herunterfällt, auch für den Wilden ebensowenig einer phantastischen Erklärung wie der Umstand, dass die Männer eines bestimmten Stammes — und gewiss nicht nur dieses einzigen — im Rausch ihre Frauen prügeln, denn das Dreinschlagen gilt allgemein als etwas ganz Natürliches, ein Bedürfnis, dem man sich zu gegebener Zeit einfach nicht entziehen kann: die zankenden Neger „kriegen miteinander das Prügeln“, also etwa so, wie man einen Schnupfen „kriegt“.

Trotz der grossen Zahl der ätiologischen — begründenden — Märchen ist die Epik der Naturvölker zuerst und vor allem Zweck, nicht Mittel, Ausdruck eines elementaren Lebensbedürfnisses der menschlichen Seele, Aufbruch schöpferischer Kräfte überstammlicher, überzeitlicher Art. Beweis: die überraschende Ähnlichkeit der Motive in den verschiedensten entlegenen, durch keine Verkehrswege nachweisbar verbundenen Erdteile. Die Literatur der Primitiven widerlegt die Theorie von der gemeinsamen indischen Märchenheimat wie die Grimmsche Lehre von der germanisch-mythischen Herkunft des deutschen Märchens. Die Geschichte vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel, eines der köstlichsten Stücke der Grimmschen Sammlung, kann von Indien aus nicht allein nach Europa, sondern auch nach Ostafrika ausgewandert und von dort durch Negerklaven nach Nord- und Süd-Amerika verschleppt worden sein; wie aber fand sie den Weg auf die einsamsten Inseln der Südsee? Es wird sich wohl eher so verhalten, dass das Motiv der Überlistung des körperlich irgendwie Stärkeren durch den Schwächeren, der sich dabei die Ähnlichkeit mit seiner Frau oder seinen Vettern zunutze macht, überall, wo Menschen beisammen wohnen, in irgendeiner Form erlebt wird und daher nach der epischen Gestaltung, vor allem in der allerenden beliebten Tierfabel, drängt. Die Tatsache der Märchen- oder vorsichtiger Motivwanderung bleibt bestehen; daneben aber ist, wie die Forschung schon lange weiss, auch ein spontaner Parallelismus der Märchenmotive anzuerkennen. Der Zwerghirsch, der malaiische Reineke Fuchs, mag aus Indien herübergekommen sein; der Erzschalk Towo aber braucht sein Dasein trotz augenscheinlicher Gesinnungsgemeinschaft nicht durch eine verwandtschaftliche Beziehung zum Erzschalk Till Eulenspiegel zu rechtfertigen. Schlaf und Tod, die aufregenden Erlebnisse des träumenden und fiebernden Menschen mit ihrem atemlosen abrupten Wechsel der Erscheinungen, die unheimliche Wirklichkeitsflucht des Geisteskranken, merkwürdige Beziehungen des Menschen zur Natur, zu Sonne, Mond und Sternen, seine Verwandtschaft mit dem Tier — beunruhigende oder ergötzliche Erfahrungen dieser Art suchte die Phantasie überall und zu allen Zeiten deutend oder nur spielerisch gestaltend zu meistern, und die Ähnlichkeit der Motive lässt sich daher, wenn Entlehnung nicht nach-

gewiesen werden kann, aus der Ähnlichkeit der Voraussetzungen oder, wie Jakob Burckhardt sagt, aus „urtümlichen“ Bildern, aus elementaren, in der Struktur des menschlichen Gehirns begründeten Möglichkeiten des Vorstellens verstehen (C. G. Jung: „Psychologie der unbewussten Prozesse“).

Dass aber das zwecklose Spielen der Phantasie für die Seele keinen anmutigen Luxus, sondern eine Lebensnotwendigkeit bedeutet, bestätigt das Phantasieleben des Kindes, das mit dem des Primitiven eine so auffallende Verwandtschaft zeigt, dass man sich versucht fühlen könnte, mit Stanley Hall das biogenetische Prinzip auf das Geistige zu übertragen und zu behaupten, das Individuum wiederhole auch auf diesem Gebiet in abgekürzter Form die Entwicklung der Art. Die Merkmale frühkindlicher Phantasietätigkeit, die William Stern („Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahr“, 1914) nachgewiesen hat, finden sich auch im Märchen der Primitiven: die gegenseitige Durchdringung von Fabuliererei und Wirklichkeitserleben, die Sprunghaftigkeit der Erfindung und ihr Gegenstück: die Neigung zu eintöniger Wiederholung einzelner Glieder, die Freude am Ausmalen künftiger Wonnen und die Angst vor fabelhaften feindlichen Wesen. Wie für das Kind kann für den Primitiven eine intensiv erlebte Vorstellung Wirklichkeitswert bekommen; beide stehen zum Tier in einem kameradschaftlichen Verhältnis, und für beide ist die Illusionsfähigkeit der Phantasie eine um so stärkere Lustquelle, da die Welt der Sachen sie immer wieder hemmt, enttäuscht, verwundet.

Und noch eins: Auch das leidenschaftlich spielende Kind vergisst in der Regel nicht völlig, dass es spielt, dass die Puppe kein wirklicher Mensch ist. „Die gähnende Kluft zwischen der Wirklichkeit und den Phantasieträumen des Spielers kommt nämlich dem Kinde gar wohl zum Bewusstsein“, bezeugt Carl Spitteler („Meine frühesten Erlebnisse“); „ich hatte es bald gelernt, dass die Bleisoldaten und irdenen Schäflein und Rösslein, die ich aufstellte, wieder in die Schachtel zurückmüssen und dass sie einen trotz dem schönen Traumleben, das man ihnen leiht, stumm und dumm anglotzen.“ Aber das ist nun das Entscheidende: Mit dem Glauben an die Realität seiner Vorstellungen verliert das Kind nicht auch die Fähigkeit, sich wenigstens für Augenblicke dem Traum hinzugeben, das Spiel seiner Phantasie als Wirklichkeitserlebnis zu genießen. Und dieses seltsame „Schweben zwischen den beiden Polen des Ernstnehmens und des Spielens mit den Vorstellungen“ (Stern) beherrscht auch die Literatur der Primitiven. Sie entstammt wohl letzten Endes weniger dem blinden Wunderglauben als einem elementaren Spieltrieb der Phantasie, der den Gegensatz zwischen Schein und Sein keineswegs ganz vergisst und sogar ein klares Bewusstsein der Selbsttäuschung duldet, wie es sich z. B. in allerlei schnurrigen, auch in unserem Märchen beliebten Schlusspointen verrät: „Damit hat mich gestern eine alte Frau betrogen, und damit betrüge ich euch heute.“

Und sind nicht auch wir klugen Leute gläubig und ungläubig zugleich wie jene sieben alten Kracher, die immer wieder einen Funken kindlichen Gottvertrauens in ihren unfrohen Herzen entdecken, so oft das Vaterland in Gefahr ist?

Die Arbeitsschule im Dienste der psychiatrischen Beobachtung.

(Aus dem kantonalen Kinderhaus „Stephansburg“ der psychiatrischen Universitätsklinik Zürich.)

Von Marguerite Loosli-Usteri.

II.

Ungleich schwieriger als das Lehren war die Disziplinierung der Schüler; Trotz, Unaufmerksamkeit, Grössensucht und entsprechende Minderwertigkeitsgefühle, krankhaftes Gerechtigkeitsgefühl und Lügenhaftigkeit bereiteten oft grosse Hindernisse. In ihren Anfängen oder bei vereinzelt Individuen findet man gewiss diese Züge in jeder Klasse. Wenn aber alle Schüler den einen oder andern oder mehrere dieser Züge in verstärkter Masse besitzen, so können Situationen entstehen, die schwer zu meistern sind. Auch bei weniger beschränkten Raumverhältnissen wäre es mir kaum möglich gewesen, mehr als sieben bis acht dieser kranken und dazu noch sehr jungen Schüler in einer Klasse zu vereinigen.

Wenn die Kinder auch den Unterrichtsgegenstand selbst, ihren eigenen Interessen entsprechend, wählen durften, so fiel es ihnen allen doch ausserordentlich schwer, ihre Aufmerksamkeit zu konzentrieren. Solange ihre Aufgabe mit Handarbeit, wie Knöpfe hin- und herschieben, Kugeln auffassen, bewegliche Buchstaben zusammensetzen, verbunden war, so konnte es noch gehen. Hatten sie aber diese mechanischen Hilfsmittel nicht, so wich die Aufmerksamkeit sofort ab. Die starke Konzentration der Aufmerksamkeit, wie sie z. B. beim Kopfrechnen verlangt wird, und die bei normalen Kindern ein Gefühl freudiger, kraftsteigernder Spannung auslöst, kannten sie nicht. — Wirklich strahlende Freude an der Überwindung einer Schwierigkeit habe ich bei ihnen überhaupt nur selten gesehen und dann wohl nur in den guten Phasen. Sonst beschäftigten ihre Wunsch- und Phantasiegebilde sie so stark, waren ihre inneren Schwierigkeiten so übermächtig, dass für die Aussenwelt nur wenig übrig blieb. Ob die autistischen, in sich zurückgezogenen oder die überlebhaften, auf jeden äusseren Reiz reagierenden Elemente schwieriger zu behandeln waren, bleibe dahingestellt. Die einen starrten vor sich hin, verschmierten traumverloren ihre Blätter, schliefen auch hin und wieder ein, die andern waren immer dort, wo man sie nicht erwartete, neckten und quälten die Mitschüler und steckten sie mit ihrem turbulenten Wesen an. Am schwierigsten waren in dieser Hinsicht alle Kinder, die an Schlafkrankheit gelitten hatten. Sie versprochen wohl hundert-